

Drei Formen des „Åsta- oder Schopfhågs“ aus Hasel und Buchen im oberösterreichischen Alpenvor- und Hügelland

Ein Beitrag zum Verständnis künstlich angelegter Heckenanlagen der Neuzeit

Von Peter Kurz, Michael Machatschek und Josef Wilhelm

Bei verschiedenen pflanzen- und landschaftskundlichen Feldforschungen in Ober-, Niederösterreich und Salzburg fanden wir relativ häufig alte Haselhecken und deren deformierten Relikthölzer vor. Sie markierten als so genannte „Hågroane“ die Grenzziehungen. Als wir uns mit verschiedenen Leuten über die Geschichte der Hecken unterhielten, machte uns Wolfgang Danningner auf eine besondere Zaunheckenart im Bereich Großraming (Pechgraben/Neustiftgraben) bzw. in der Region der oberösterreichischen Eisenwurzten aufmerksam, die heute noch vereinzelt vorkommt. Früher, bis vor 50 Jahren, war im Gebiet des Pech- und Neustiftgrabens diese Zaunform häufig vorzufinden. So verlief unter anderem vom Haus des Binderbauern bis zur Volksschule Pechgraben ein ca. 400 m langer „Åstahåg“, die Grenze zwischen den Gemeinden Großraming und Laussa markierend. Auf Grund des hohen Arbeitsaufwandes zur Erhaltung sind diese natürlichen Zäune mehr und mehr verschwunden und wurden durch Drahtzäune ersetzt.

Im folgenden Beitrag stellen wir Zusammenhänge der Hecken aus Hasel und Buchen mit dem so genannten „Åstahåg“ oder „Schopfhåg“ her und haben das Wissen rund um diese Zaunheckenform zu rekonstruieren versucht. Im Vergleich zu Ernst Burrichters (1986) und Richard Potts (1989) beschriebenen Gebück- und Flechthecken im deutschen Raum der Nieheimer Börde (östl. des Eggegebirges), des Münsterlands und der Lippetalungen bestehen in den Grundsätzen der Hecken-erneuerung prinzipiell verwandtschaftliche Bezüge. Beim oberösterreichischen Åstahåg dürfte es sich aber um einen bislang noch nicht beschriebenen Typ mit abgeschlagenem und lebendem Astmaterial in Kombination mit Holzstangen handeln.

In den Phänomenen sind verschiedene Geschichten enthalten

Den Erzählungen und Hinweisen nach führten die Bauern diese Hagart in Abwandlungen jeweils verschieden durch. Zusammengefasst können aber in diesem Beitrag alle wesentlichen Handhabungen angeführt werden. Beim Åstahåg werden die lebenden Gehölze in Längsrichtung der Hecke umgeknickt und mit anderem, meist abgeschlagenem Astmaterial verflochten oder geschoppt. Knickung

bedeutet, die senkrecht vom Stock aufwachsenden Haselstarkäste mit einem Hausmesser bis zur Hälfte einzuschlagen, sodass die mit dem Wurzelstock in Verbindung stehende Hälfte der Äste noch voll im Leben bleibt und wieder auszutreiben vermag. Diese Äste werden nach dem jeweiligen Einschlag dann umgeknickt oder umgebrochen und mit anderem, teilweise lebendem, zumeist aber totem Astmaterial verflochten oder als einseits gerichteter Strauchwall aufgeschlichtet.

Einige der heutigen Hasel-, Hainbuchen- und Rotbuchenhecken und ihre Mischformen, die überall in den oberösterreichischen und Salzburger Gegenden beobachtbar sind, dürften aus dem Ästahåg-Prinzip oder ähnlichen Flechtheckenformen entstanden sein. Sie wurden mit der Absicht angelegt, Zaun- und anderweitiges Holzmaterial zu sparen. Heutige Haselhecken könnten unserer Vermutung nach deren Überreste sein. Aus der Kindheit in den Sechzigerjahren blieb die Beobachtung in Erinnerung, wo noch alte Querstangen in den Haselsträuchern des Salzkammerguts gesichtet wurden. Nach der Heckenverbrachung waren sie dort verblieben, unterstanden zu dem Zeitpunkt aber keiner Verwendung mehr.

Zur Begriffsklärung von Schopfhåg und Ästahåg

Der Ästahåg bezeichnet das verwendete Material. Das „G'åstat“ (oder „G'ostad“) und der Begriff „Ästat“ leiten sich von Geäst ab, welches aus geschlagenen Wipfeln, abgeschlagenem toten oder noch austriebsfähigem, weil noch frischem Strauchwerk besteht. Die Kurzform „G'åst“ wird von Jungmeier/Etz (1994) als „wirr durcheinander liegendes Astwerk ausgeasteter Bäume“ beschrieben.

Der Name *Schopfhåg* dürfte vom Habitus des Zaunes im Querschnitt herrühren und beschreibt die Form des Hags: Er deutet auf einen oberen verengten und unteren breiteren Zaunquerschnitt hin und ist vor allem auf die Ausformung der Zaunkrone bezogen. Die überkreuzten Fichtenstarkäste (sog. „Hågspieß“, „Speil“ oder „Spei“) entsprechen dem Aussehen der früheren Bauweise des Dachstuhls, wo ebenfalls die Sporen (Råfen) an der höchsten Stelle des Daches überkreuzt waren. Heute meint man mit dem Schopf den abgeflachten Giebel des Daches. Diese Dachabflachung war laut Zimmerleuten zum Schutz des Laubengangs vor allzu starkem Schneeeinfall oder -einwehung vorgesehen gewesen. Heute stellt der kleindimensionierte Schopf lediglich ein architektonisches Zierelement ohne Funktion dar und bezieht sich auf den Ort, wo früher ein schopffartiger Giebel lokalisiert war. Bauern meinten, der Begriff *Schopfhåg* komme vielleicht auch vom Zusammenbauschen des Astwerks, dem „Zusammenschoppen“.

1. Die Formen dieser Zaunheckenart

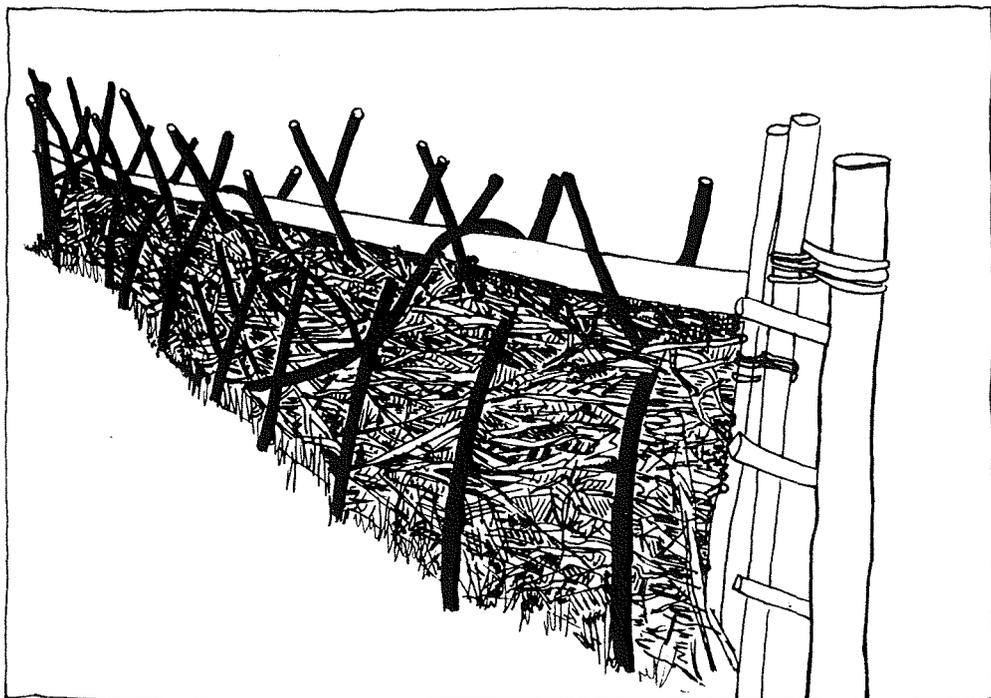
1.1. Die Entwicklung des einstängigen Hags aus der lebenden Haselhecke

Die Vorbereitungsarbeiten für die Neuerrichtung und das Ausbessern dieser Zaunart begannen bereits im Herbst. Die Bauern gingen die Flächen ab, um eine Einschät-

zung für das anfallende Reparaturmaterial zu bekommen. Der „Håg“ wurde auf sein Funktionieren kontrolliert, damit man einigermaßen wußte, welches Material man an Speil und Åsta für das Frühjahr vorbereiten mußte. Rot- und Hainbuchen (= Hagbuche), die in der Nähe standen, wurden „gestümmelt“, Haselsträucher auf Stock gesetzt und das Astwerk mit den Ochsen zu jenen Zaunteilen gezogen, wo es im Frühjahr benötigt wurde. Diese Äste bereitete man im späten Herbst vor. Wenn dies in der Safruhe geschah, hielten sie wesentlich länger als jenes Geäst, das im Frühjahr bei vollem Saft geschnitten wurde. Im Mai gehacktes Astgut fault schneller.

Die Vorbereitung der Speil

Der alte Blindhofer-Bauer (Fam. Mair) im Pechgraben erzählte uns, wie sie bis vor 45 Jahren den Åstahåg noch anfertigten: Man arbeitete zu zweit oder meistens zu dritt an den Zäunen. Im Winter wurden bei der Waldarbeit etwa 1500 bis 2000 Stück relativ gerade und dicke Fichtenäste geputzt und zugespitzt. Man entrindete die Speile, damit sie länger haltbar blieben und man sich beim Verflechten leichter tat. Den Abfall hackte man von Hand fein oder er wurde zur Gewinnung von Futter- und Streumittel mit dem Häckselgerät (auch „Fuaderstock“ genannt) zerkleinert. Zwischen Februar und Mitte April hagte man mit diesen Starkästen, bevor das Vieh aus dem Stall auf die Weide gelassen wurde.



Der einstängige Åstahåg, wo mit stehenden Fichtenspeilen und durch die Fichtenstange Strauchwerk eingeschwert wird (Zeichnung nach einem Foto von W. Danninger).

Die Fichtenäste dienten als seitliche Stöcke des künftigen Zauns. Sie wurden zunächst auf einer Seite des entstehenden Åstahägs eingeschlagen. Die geknickten Haseln füllte man mit anderem toten Strauchwerk auf, damit die Zäune dicht und höher wurden. So entstanden undurchlässige und sichtschiezende Hage.

Die Verfertigung des Hags

Ab einer bestimmten Höhe des geschoppten Geästes wurden von der anderen Seite ebenfalls Fichtenaststöcke eingeschlagen. Je nach Stockbreite schlug man den Speil bei etwa 50–70 cm genau gegenüber ein. In der Höhe von etwa 1,70 m erfolgte eine Überkreuzung. Dann wurde hier und da mit fehlendem Material nachgefüllt. Dazu mussten zwei Leute miteinander arbeiten: Einer schlug den Stecken ein, der/die andere drückte mit seinem/i ihrem ganzen Körper das Strauchwerk von der Seite gegen die Mitte, damit das Astwerk gut zwischen den Fichtenästen eingespannt war und aus der Flechtlage eine Wand entstand. Nach und nach hatte man sich dem Heckenzaun entlang vorangearbeitet. Die starken Haseläste wurden umgeknickt und jeweils in den nächsten Haselstrauch in Längsrichtung eingearbeitet. Die Dichte erzielte man mit der Beigabe von losem Strauchwerk. Ab und zu steckte man zusätzliche Schrägstöcke zur Fixierung der umgebogenen Längsäste zur besseren Halterung ein.

Die Einschwerung mit einer Rântl

Zuletzt legte man auf die leicht verschrägt stehenden Fichten-Astkreuze eine mittelschwere Holzstange (die Rântln) mit einem Durchmesser von etwa 10 cm drauf. Sie drückte die verscherten Fichtenäste und das unten eingeklemmte Astwerk nieder. Es kam seltener vor, dass die „Schwerstange“ schon vorher aufgelegt und mit Pfählen gestützt wurde und man mit dem Einstampfen von Astmaterial nacharbeitete. Erst später ließ man sie auf die verschrägten Fichtenäste hinunter oder man beließ sie auf den eingeschlagenen Pfählen fix aufliegen und band die Stange mit Ruten (von den Felbern = Weiden) fest.

Man erreichte in der Regel eine Endhöhe von etwa 1,40 bis 1,60 m. Die ent-rindete Fichtenstange musste mit Weidenruten, Ästen von Fichten, Lärchen oder langen Knickhaseln gut niedergespannt werden. Diese Befestigung war notwendig, da die Rinder an den Stangen scheuerten oder diese mit den Hörnern leicht aushebeln konnten. Strauchweiden wurden zum Verbinden, Festbinden und Verflechten mit- verwendet. Als Stecklinge kamen Weiden nicht in den Gebrauch, weil sie später als Hecke allzuweit ausluden.

Die lebendigen Gehäge

Die Knickung ist eine alte Form zum Erhalt von Hecken als Zäune (vgl. dazu Busch, D., 1989). Diese Bewirtschaftungsform wurde im Mittelalter bzw. zu Beginn der Neuzeit von den Grundherrschaften eingeführt, als das allmende Land privatisiert wurde. Vor allem als der Zugriff auf das Holz der Waldhutungen erfolgte bzw. weitere Landschaftsteile gerodet und die Böden für die neu siedelnden Bauernwirtschaften hergerichtet wurden, legte man entlang der Grundstücksgrenzen der Block-, Einöd- und bei den Waldhufen Hecken an. Dies ist anhand verschiedener

Relikte beinahe im gesamten hügeligen Alpenvorland, aber auch in den Pinzgauer und Tennengauer Gemeinden und den Tauerntälern nachvollziehbar. In Norddeutschland spricht man von den „Knicks“ und von der Tätigkeit des „Knickens“ (s. Busch, D., 1989). landeskulturdirektion Oberösterreich; download www.oogeschichte.at

Das einseitwendig umgelegte Strauchwerk wuchs teilweise weiter und trieb neuerlich aus. Mit der Zeit verdickten sich die längs liegenden Haseläste und schufen derart eine dichte Barriere, die für das Vieh undurchdringbar war. In einem extremen Fall in Weyer konnten wir einen 25 cm starken, waagrecht wachsenden Haselast in einer Hecke entdecken, welcher senkrecht nach oben wiederum sehr dicke Seitenäste aufwachsen ließ. Auch vom Stock, dort wo die Hasel eingeknickt wurde, trieben neue Schößlinge aus.

Das Flechtwerk verwächst ineinander

Die verflochtenen, flach streichenden Haseläste verwachsen ineinander. Mit dem Durchwachsen der von unten austreibenden neuen Jungtriebe der waagrecht liegenden Starkäste wurde das Totholz in natürlicher Weise verflochten. In regelmäßigen Abständen (alle ein bis drei Jahre) werden senkrechte Neuaustriebe umgebogen und ebenfalls waagrecht eingeflochten, sodass ein solcher Hag immer wieder mit lebenden Ästen versehen wird. Die Verbisschur des Weideviehs pflegte diesen Hag, wodurch die seitlichen Feinverzweigungen immer dichter wurden.

Solche Zäune hielten mindestens 15 Jahre. Waren sie gut gemacht und durch gelegentliche Nacharbeiten stabil gehalten, so waren sie länger als 25 Jahre brauchbar, ohne dass ein Vieh durchging. Laufend schnitt man seitlich aufschießende Haselruten zurück oder flocht sie ein, wodurch die Zaunhecke sehr fest blieb. Somit wurde abgestorbenes, feines oder verfaultes Astwerk neuerlich ersetzt. Ruten konnten auch für die Gewinnung von Futtermittel und Korbflechtmaterial herangezogen werden. Anderen Aussagen zufolge wurde die Zäunarbeit im späteren Herbst verrichtet, da die Verwendung von geschlagenem Astholz in Safruhe dem Hag eine längere Lebensdauer beschied. Franz Hirner sen. und der „Blindhofer“ berichteten, dass diese Hagform auf ihrem Grund schon so lange bestand, dass sie zur einstigen Pflanzung keine zeitliche Angabe machen könnten.

Die Sicherstellung der Zaunhecke

Verwendet wurden diese Zäune hauptsächlich für die Rinder-, vornehmlich die neu angelegten Hage aber für die Kälberweide. Für Ziegen und Schafe war der einstängige Ästahåg weniger gut geeignet, da sie den Zaun zugrunde richten konnten. Manche Bauern schlichteten deswegen zum Abschluss der Hagkrone gleich mehrere Fichten- oder Lärchenstangen übereinander. Damit verfolgten sie den Zweck, eine in der Höhe unüberwindbare Wand für die Ziegen zu erhalten. Die Stangen stützte man zusätzlich mit seitlich eingeschlagenen Pfählen. In manchen Fällen zog man in 60 cm Höhe eine Stange ein. Zudem erhielt man sich die dornigen Büsche auf den Weidenrändern. Mit „bewehrten“ Ruten von Weißdorn, Hagebutte und Schlehdorn umkränzte man die Zaunkrone. Heringer (2000) erzählte, dass sie früher in Bayern bedornetes Strauchwerk ernteten und es in die lückig gewordenen Hecken und Verkahlungen hineinstopften, damit kein Vieh durch den Zaun ging.

Schenk (1833) berichtete von den so genannten „trockenen Dornen“. Er meinte trocken gewordenes bewehrtes Strauchwerk, welches als Zaun geschickt angelegt war. Neben Heckenrose verwendete man hierfür Weißdorn, Schlehdorn, Brombeere und Berberitze, mit denen Heckenkronen der Asthage umkränzt und eingeflochten wurden.

1.2. Eine zweite Form: Mit totem Ausgangsmaterial zur Hecken-Neugründung

Eine weitere Form des Åstahågs ist jene, wo man an der Grenze neue Hage benötigte. In regelmäßigen Abständen, je nach Länge der einschwerenden Fichtenlängsstangen, schlug man starke Zaunpfähle ein, auf die man die Stangen auflegte und provisorisch fixierte. Sodann schlug man eine Reihe entrindeter Fichtenstecken senkrecht ein und füllte mit totem und meist frisch geschnittenem Strauchwerk dazwischen auf. Wer daraus einen neuen, lebenden Heckenhag entstehen lassen wollte, schlug vorher mit einem Hammer in der Heckenachse 60 cm lange Hain- und Rotbuchen- oder Haselstecklinge bzw. 100 cm lange Steckhölzer schräg in den Boden ein. Diese trieben aus und wurden mit den Jahren eingeflochten.

Wenn man ausreichend Material aufgefüllt hatte, schlug man die Fichtenstecken über Kreuz fest nach. Nun nahm man von den Zaunpfählen die schwere Längsstange herunter und senkte sie auf das Fichtenastkreuz ab. Somit schwerte man den Astzaun ein und stabilisierte die Stange, indem sie von oben hinunter mit Flechttrieben am Boden fixiert wurde. Solche neu errichteten Hage waren nicht so stabil wie jene aus den geknickten Haselsträuchern. Sie wurden bei guter Instandhaltung aber mit der Zeit immer stabiler, wenn die Steckhölzer über mehrere Jahre ausgetrieben hatten. Sie dienten vornehmlich der Kälberweide als Eingrenzung.

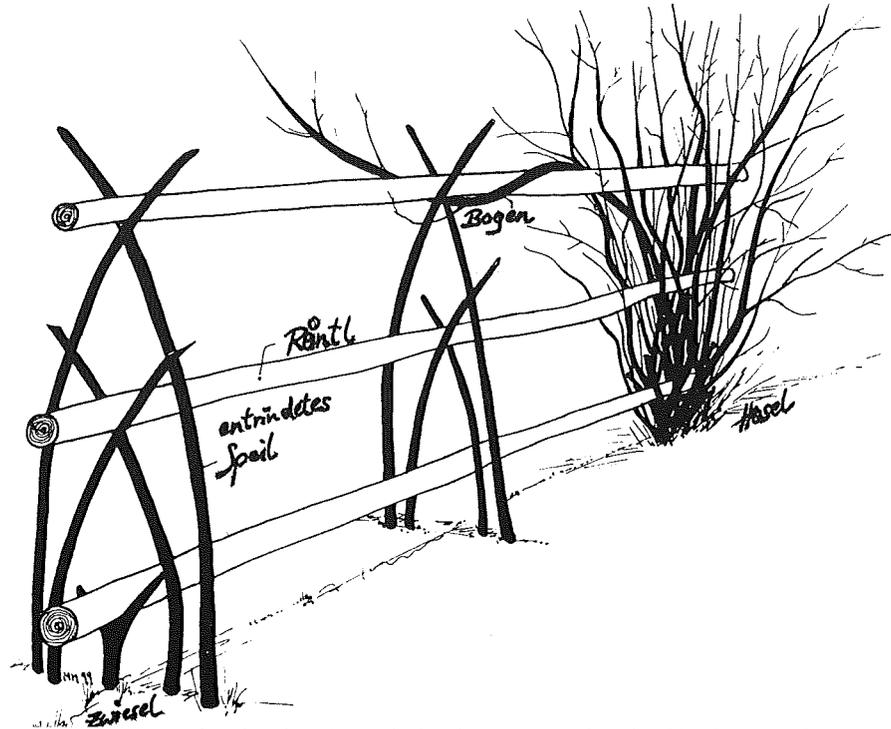


Für neu errichtete Åstahåge verwendete man Totastmaterial, welches bei der Weide- und Waldpflege anfiel (Foto W. Danninger).

1.3. Der Åstahåg mit mehreren „Räntln“ verstärkt

Wie wird der Zaun mit Räntln gemacht? Dieser Zauntyp wurde vom Gerüst her stärker ausgeführt. Lange Stangen (Räntln) versuchte man in einer Haselstockreihe wie einen Zaun einzugliedern. In zwei voneinander getrennt liegenden Sträuchern zog man drei bis vier Fichtenstangen ein und lagerte sie zaunartig in verschiedenen Höhen übereinander. Gab es für die unterste „Räntl“ keine natürliche Auflage am Haselstock, so wurde in den Boden ein Zwiesel eingerammt und die Stange dort aufgelegt, damit sie nicht verfaulte. Aus einer Astgabel schnitzte man dieses gegabelte Auflager. Die oberste Stange des Hages wurde mit einer lebenden Haselrute bogenartig umwunden und niedergespannt. Mit dieser Fixierung konnten die Kühe die Stange nicht „ausherndln“, also mit den Hörnern aus der Auflage herausheben. Dazwischen füllte man mit Astmaterial aus.

Wenn keine Haselrute für einen Niederspannbogen vorhanden war, steckte man eine in den Boden oder verkeilte eine seitlich in den Haselstock. Oder man verwendete zum Festhalten der obersten Stange die Äste von „Waldpudeln“, das sind Fichten oder Tannen, deren Äste bis zum Boden herabreichten. Junge Fichtenäste haben sich aber auch für ein „Wied“, einen Ring, geeignet, welches zum Zusammenfassen der zwei stehenden Spiel erforderlich war. Es wurde über dem Feuer warm gemacht und in der Astachse stark gedreht zu einem Ring zusammengebunden.



War zu wenig Astmaterial vorhanden, dann überbrückte man zwischen den Haseln mit mehreren Stangen die Lücken. Die oberste Räntl musste mit einem Rutenbogen befestigt werden.

2. Wie aus dem „Flechtzaun“ eine „Zaunhecke“ wurde

Einige Bauern ließen nun das umgelegte Astmaterial und die Triebe aus den Stöcken zu Hecken aufwachsen. Im ersten Jahr schossen die Austriebe senkrecht nach oben und in den folgenden Jahren luden sie allmählich auf die Seiten aus. Die Bauern entfernten regelmäßig die seitlichen Ausladungen, damit die Weiden und Wiesen nicht all zu stark beschattet wurden, aber auch, damit die Wuchskräfte der Heckengehölze durch Verspannungen nicht zur Instabilisierung der Zaunhecke führten.

Blickte man entlang eines Hags, so merkte man, dass der Wuchs des Zaunes in jene Richtung ging, die nicht beweidet war. Auf der beweideten Seite wurden von den Kühen bis zu einer Höhe, die sie noch erreichen konnten, die frischen Triebe fein säuberlich abgefressen, und erst über diese Höhe bildete sich seitlich ausladendes Astwerk aus, das den Vorteil hatte, bei arger Hitze dem Vieh Unterstand zu bieten.

Viele Ästahåge wurden, nachdem sie nicht mehr wieder errichtet oder instand gehalten wurden, auf Stock gesetzt und aufgeräumt. Der neuerliche Aufwuchs mit einer breit ausladenden Hecke stellte eine Verbrachungsphase dar. Diese erforderte, öfters auf Stock gesetzt zu werden, damit sie nicht in die Wirtschaftsflächen wuchs bzw. sie beschattete. Hingegen ermöglichte die Ästahåg-Hecke die Nutzung bis an den Hag heran. Die verbrachte und ausladende Haselhecke verhinderte dies, schuf einen Flächenverlust und mit dem mitwachsenden Wurzelwerk Nährstoffkonkurrenz im Boden. Dies war wahrscheinlich der Grund, warum solche Hecken im Endeffekt nach einer geraumen „Verbrachungszeit“ gerodet wurden.

3. Zu den Ausbesserungsarbeiten am Hag

Bei den Ausbesserungsarbeiten waren zwei Leute am Hag beschäftigt. Der „Speilknecht“, die zweite Person, hatte einen etwas stärkeren Speil, den er beim Hagern ständig mit sich trug. Mit diesem drückte er mittels Hebelwirkung das Geäst, das zwischen den „Rântln“ (Fichtenstangen) eingezogen wurde, so zusammen, dass es sich nicht allzu sehr aufbauschte. Von der anderen Person wurde der Speil so eingeschlagen, dass eine leichte Spannung entstand. Je zwei Speil wurden kreuzweise eingeschlagen, damit die oberen Rântln eine künstliche Auflage hatten. Solche Speilpaare wurden dort, wo man sie brauchte, in einem Abstand von etwa 1 m eingeschlagen. Wo aber die Haselstaud'n standen, wurden die waagrechten Stangen in eine natürliche Astvergabelung gezwängt und neu zurecht gerückt.

Als „Speilknecht“ oder „Speisteck'n“ wurde auch ein Hebelwerkzeug bezeichnet. Es handelte sich um ein rundes Eisenstück mit gut einmetrigem Holzstiel, mit dem man das obere Ende des stehenden Zaunspeils einfuhr und über die Hebelwirkung den Speil „quaken“ (leichter bewegen) konnte. Somit bekam man mit wenig Kraft die nötige Spannung in die eingeschwertenen Hågspeil bei den Reparaturarbeiten.

Das Grundelement des Åstahågs im Pechgraben wurde bei einer Länge von ca. 50 m von 13 stärkeren Haselstöcken gebildet, wobei fast jeder Stock aus 8 bis 10 Stämmchen bestand, deren Durchmesser bis 15 cm stark sein konnten. Diese Haseln standen nicht in regelmäßigen Abständen, sodass zum Ausbessern des Hages verschiedene Råntl-Längen erforderlich waren. In den Hecken kamen im Laufe der Zeit Wildkirsche, Ahorne, Gemeine Esche oder Vogelbeere auf und wuchsen durch. Man beließ sie, astete sie auf und förderte sie als überschirmende Bäume.

4. Die Nutzung war die Pflege

Im Frühjahr vor dem Austreiben des Viehs, wird der Hag nachgebessert. Franz Hirner sen. erzählte, dass früher für seine 15 Joch große Weide zwei Leute acht Tage „hagern“ gingen. Dabei wurde vor allem versucht, „lebendes Material“ von den Haselstöcken über und zwischen die Holzstangen einzuflechten. War eine Haselrute schon etwas stärker, so wurde sie bis zur Hälfte eingehackt und dann gebogen und durchgezogen. Eine Hälfte des Holzes war zwar beim Abbiegen „ausgesprungen“, aber dennoch trieb die Hasel an und hatte mit ihrem Blattwerk den Hag dicht gemacht, sodass das Vieh nicht zur Nachbarweide durchschauen konnte. Wenn nämlich auf der anderen Seite des Zaunes besseres oder mehr Futter stand, versuchten die Kühe es zu erreichen und durchbrachen manchmal unter Einsatz ihres Körpergewichtes ältere Zäune. Wenn kein „lebendiges Material“ von der Hasel zur Verfügung stand, griff man auf Buchengeäst, aber auch „Grass“ von Fichte und Tanne zurück, um den Hag schön dicht zu bekommen. „Totes Material“ wurde nur im Notfall genommen, da es dem Zaun keine lange Lebensdauer verlieh. Vor allem auf der Alm war man auf das Material von Fichten- und Erlenschwendungen angewiesen. Gleichzeitig betrieb man mit der Nutzung dieser Gehölze die Almweidepflege.

Die Holznutzung eines solchen Hages war früher abgesprochen. Entweder nutzte ein Bauer ständig den „Zaun“ oder man wechselte sich mit dem Nachbarn ab. Wenn allerdings einer von beiden nicht mehr die Arbeit tat, dann gehörte das Holz demjenigen, der den Hag „herhielt“ (ständig ausbesserte). In manchen Orten wurden die Hage von Leuten genutzt und erhalten, welche an der Ernte des Holzes Interesse hatten. Dies geschah in Abmachung mit den Hagbesitzern.

5. Die Prinzipien der Åstahåge

5.1. Von Sparsamkeit und klug eingesetztem Handwerk getragen

Mit diesen Hagformen verfolgte man mehrere Prinzipien. Man war bei der Verwendung von Material vornehmlich auf das Strauchwerk angewiesen, welches man seit Maria Theresias Verordnungen vor 1780 aus den Wäldern entfernen durfte (s. Koller, E., 1975). Spelten, Speile, Bretter u. a. aus Nadelgehölzen konnte man nicht mehr beziehen, so griff man auf das Astmaterial aller verfügbarer Baum- und

Straucharten zurück. Der Speltenhåg oder der Rånthåg wurden in Kombination stückweise, wo Haselstöcke fehlten und kein Totastmaterial vorhanden war, eingebaut. Aber sie waren schneller verfault als die ständig mittels Einflechtungen der herabbiegbaren Triebe erhaltbaren Åstahåge. load www.oogeschichte.at

Ein weiteres Prinzip war die Ersparnis im Transport gewesen. Außer Speile war nichts mitzutragen. Man hatte billiges Material aus bestimmten Arbeitstätigkeiten (Baumfällen, Rodungen, Schwenden, Weidpflege, aus der Aufarbeitung der Windwürfe ...) vor Ort verfügbar und brauchte nicht über weite Strecken Material herbeischaffen. Man war von Fremdmaterialien unabhängig. Deshalb fanden sich solche Zäune (ohne Hasel) auch häufig auf den Almen, wo man auf geschwendetes Holz (Fichte und Erlen) zurückgreifen konnte. So war die zuerst eingesetzte Arbeit doppelt gelohnt: In der Weide- oder Waldpflege und in der Verwendung des abfallenden Strauchwerks für langlebige Zäune oder für Brennholz.

5.2. Hecke, Hag und Zaun

Die praktischen Überlegungen zum Gebrauch des Zaunheckentyps „Schopf- oder Åstahåg“ sind nach wie vor in den heutigen Begriffen Hecke, Hag und Zaun enthalten (vgl. Kurz et al., 2001). Die Verflechtung von Astmaterial dürfte die älteste Form der Herstellung von Umfriedungen darstellen. In Oberösterreich hatte sich dieser Typ bis vor etwa 50 Jahren noch gehalten.

Hecke beinhaltet das Prinzip des immer währenden Nachwachsens, welches auf der Gratisreproduktionskraft der Natur beruht (s. Kurz/Machatschek, 2000). Mit dem Verflechten von Heckengehölzen steht die „Hecke“ als Begriff allerdings mit dem „Hag“ als „Zaun“ in enger Verbindung. Im Åstahåg, den wir als einen „Zaunheckentyp“ bezeichnen können, waren Verflechtung, Zaunfunktion, natürliche Reproduktion und die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten im Wesentlichen vereint. Obendrein entsprach er dem sparsamen Prinzip im Umgang mit Boden. Der Åstahåg, wo die Sträucher aufgewachsen waren, blieb unten schmal und oben wuchs Holz und Laubfutter für verschiedene Verwendungen auf. Er ermöglichte als „linearer Wald“ eine Form der bäuerlichen Landbewirtschaftung in zwei Etagen.

6. Über die einstigen Verwendungen der Haselhecken

In erster Linie dienten die Haselhecken der Zaunfunktion und daneben dem Erhalt von Brennholz. Die Haselstecken verwendete man zudem für vielerlei Gebrauchsgegenstände. Griffe stellte man aus dickem Haselholz her. Zum Flechten verschiedenster Korbwaren verwendete man die dünnen, gespaltenen und gehobelten, plättrigen Holzleisten („Zoån“). Gerade Ruten wurden als Putzhalter auf Holz- oder Steinwänden aufgenagelt, um den aufgetragenen Verputz festzuhalten. Im Fachwerkbau verflocht man mit den Ruten die im Gefache eingespreizten stehenden Starkhölzer, bevor man mit Lehm die Wände dicht verputzte. Zudem bot der

raschwüchsige Haselstrauch, im Sommer geschnitten, gedeihlich Laubfutter, welches im Winter die Mineralstoffversorgung, Tiergesundheit und Fresslust der Nutztiere sicherstellt (s. Machatschek, M., 2001). Und früher griff der Mensch selber auf die Rinde, Blätter, Knospen und die wurstartigen Kätzchen als Streckmittel seiner Nahrung zurück. All diese Verwendungsmöglichkeiten begründeten die Anlage von Haselhecken und ihrer abgewandelten Formen. Durch die höhere Inwertsetzung der Stecken und Ruten war aber eine gezielte Pflege vonnöten, wenn man mit den Haseln einen Verdienst oder ein Fortkommen haben wollte.

6.1. Das Bindmaterial für Salzfässer

Der Ursprung des hauptsächlich aus Haselsträuchern bestehenden Ästahägs könnte generell mit der Salzgewinnung im Salzkammergut bzw. mit der Eisenindustrie in der „Eisenwurz“ in Verbindung stehen. Sowohl in der Salz- wie in der Senenindustrie verwendete man Fässer aus weichem Holz zum Transport der Ware. Diese Verpackungsart hatte den Vorteil, dass die Salzbutten zur Beladung der Fuhrwerke und Schiffe gerollt werden konnten. In den Gegenden, wo Salz abgebaut wurde (Salzkammergut, Hallein/Tennengau, Bad Reichenhall), benötigte man Haselruten als Bindematerial für die Salzbutten. Es handelt sich hierbei um Fässer, wo kein Eisenring verwendbar war, da dieser vom Salz schnell aufgefressen worden wäre. Deshalb griff man auf die Hasel, Eiche, Esche und Weide zurück, welche entrinde, in Wasser eingeweicht und auf einer Lehre gehobelt als Ring bearbeitet war. Die Binder konnten die Haselrute als Ring zum Zusammenhalten der Holzriegel aufbinden oder aufschieben. Aber auch für alle möglichen Haushaltsgeräte und vor allem Milchgeschirr und Käsefässer verwendeten die Kufner die Haselspäne zum Verbinden.

Von Christof Liebich (1854, S. 595) erfahren wir folgendes: „Das weiche Binderholz von Fichten, Tannen, Kiefern ist besonders bei den Salinen in Galizien und zu Gmunden viel in Gebrauch“ ... und „dass die schlanken Triebe des Haselstrauches (*Corylus avellana*) als Fassreifenholz verwendet wurden“ (ebda., S. 131). „Dort, wo man geschälte Reifstöcke für saubere Gefäße haben will, müssen diese natürlich zur Saftzeit gehauen werden. Bei den galizischen Salinen werden enorme Massen davon für die Salzfässer bedurft, man macht sie daselbst fast durchaus von Haselstöcken, da Galizien große Flächen Haselnußbestände besitzt (ebd., S. 597).

Hinsichtlich der Haselnüsse gibt Liebich (1854, S. 609) an: „Diese Früchte sind durch die vielen Salinen zum Theil eingebürgert, weil die größte Masse von Reifen für die Sudsalzfässer daraus verfertigt werden ...“ Dies trifft nicht nur für das Salzkammergut, sondern auch für Hallein und die oberen Salzachgebiete zu, von denen aus das Holz für die Sudhäuser aus den ehemals bäuerlichen Waldungen bezogen wurde und die angelegten Haselhecken das Reifenholz für die Fassbinder und vor allem Brennholz für die Bauernwirtschaften und Häusler lieferten.

6.2. Sensenschmiede und Binderhaus standen im Zusammenhang

Auch die Sensen wurden in Weichholzfässer verladen, die zur Austrocknung vorher ausgebrannt wurden, damit die Sensen nicht „Anliefen“, d. h., durch die Feuchtigkeit rostig wurden. Sie wurden geschickt beim Verpacken in die Fässer „eingelagt“, die Fässer mit Haselruten gebunden und dann abtransportiert. Die „Sensen-einleger“ waren Spezialisten in ihrem Fach. Ein Sensenfass wurde in etwa aus 16 oder mehr Haselstreifen zusammengehalten (vgl. Zeiflinger, J., 1944). Aus den hohen Produktionszahlen zur Hochblüte der Sensenindustrie kann man ermessen, welch große Menge an Haselreifen für diese Verpackungsart notwendig war.

In der Nähe des heute noch vorhandenen Ästahägs in Großraming bestand von 1612 bis 1889 ein Sensenwerk. Das Haus des Franz Hirner, früher „Sensenschmiedhäusl“ genannt, trägt nunmehr den Vulgonamen „Binderbauer“, weil dieses Haus früher zur Sensenschmiede gehörte und hier eine Binderwerkstätte bestand.

7. Hecken als Kompensation der Waldenteignung

Die Einführung der Hecken im Salzkammergut, im Alm-, Krems-, Steyr-, im steirischen und oberösterreichischen Ennstal und angrenzenden Talschaften hängt damit zusammen, dass sehr große Mengen Holz für die Sudhäuser und für die Herstellung von Holzkohle für die Eisen verarbeitende Industrie benötigt wurden. Um das vorhandene Holz für die grundherrschaftlichen Interessen verfügbar zu machen und einen völligen Kahlschlag und bevorstehende Verkarstung der Hänge zu vermeiden, wurde mittels diverser Waldverordnungen in die Waldwirtschaft eingegriffen.

7.1. Belege zur Anlage von Hecken

Dies fand auch dahingehend seinen Niederschlag, dass sogar über jenes Holz verfügt wurde, welches für die Errichtung von Zäunen verwendet werden durfte. Hierzu verweist Engelbert Koller (1975, S. 52) auf die Waldordnung Rudolfs II. vom 1. 4. 1604 im Punkt 42: „Von den Gehagen und Zäunen. Wer zu Zäunen Größ(l)ing und junge Fichten verwendet, wird bestraft. Er soll Äste in die Erde stecken, damit die Jungbäumchen verschont werden. Das ist im Bereich der Enns und Steyr anzuordnen, ...“ Auch die Waldordnung der Herrschaft Steyr aus dem Jahre 1673 sah im Punkt 45 vor: „Zäune aus ‚G’staudach‘ machen oder Förster Zaunholz auszeigen lassen.“ Und weiters heißt es: „Gemäß der ‚Circularer‘ vom 14. und 21. April 1768 müssen Schrägzäune [kreuzweise in die Erde geschlagene Spelten] unbedingt abgeschafft werden, da für sie viel Holz verbraucht wird. Ihre Neuerrichtung ist bei Strafe verboten. Es sind lebendige ‚Gehäge‘ heranzuziehen oder Steinmauern aufzusetzen“ (S. 33). Unter Holz verstand man damals vor allem Nadelholz.

72. „Der Wald ist die Mutter des Ackers“

Die Verwendung von Holz aus dem Wald stand seit eh und je den Bauern zu. „Der Wald oder die Waldweide ist die Mutter des Ackers“, lautet ein alter Spruch. Damit ist die ökonomische Nutzung des Waldes für den Nährstoffausgleich des Grünlands und der Äcker angesprochen. Als man den Bauern die Nutzungsrechte einschränkte oder entzog bzw. über ihr Holz verfügte, wurde die Situation für die Aufrechterhaltung der Bauernwirtschaft prekär. Für das Bestehen eines Bauernhofes war der Bezug verschiedener Holzarten, Waldstreu und Waldweide die wichtigste Voraussetzung.

Deshalb dürfte diese Verordnung betreffend der zu errichtenden Zäune keine Wirkung gezeigt haben, denn am 26. 10. wurde eine kaiserliche Verordnung erlassen, die zu Linz am 5. 11. 1789 verlautbart wurde. Dort heißt es: „Da es hierlands schon so weit gekommen ist, dass ganze Felder, Wiesen, Äcker, ja sogar ganze Wälder mit Zäunen von Brettern, Schragen [= Planken] und anderem zum Bauen oder Brennen oder zum Wasserbau dienlichen Holzmaterialien, die durch diesen Gebrauch ganz zu Grunde gehen, eingefangen werden, wird auf deren Ersetzung durch lebende Zäune hingearbeitet, jedoch bleibe den Landes-Einwohnern unverwehrt, Zäune aus Felber oder anderem Reisig (Stauden) herzustellen.“

In Bezug auf die Verordnung Hecken anzulegen, heißt es weiters: „Der Landmann wird seinen Nutzen durch lebende Zäune einsehen, da er aus Hecken Brennholz gewinnen, seinen Eigenwald schonen oder den Kaufpreis für Zaunholz ersparen kann. Die holzverderblichen Gebräuche der Bretter- und Scheiterzäune [Speltenzäune] – außer denen etwa alle Jahre zu wechselnden inneren Einzäunungen des Klees und anderer Brachgewächse – müssen von nun an vermieden werden.“ Zur Ermunterung, „lebende Zäune zu pflanzen“, wurden für „jene zwei Individuen“ jeden Kreises, die den längsten lebenden Zaun angelegt hatten, ab Herbst 1791 jährlich sechs und drei Dukaten Prämie ausgesetzt (s. Koller, 1975, S. 133). Um diese Verordnung besonders gut unter das Volk zu bringen, war ihr eine „Anleitung zur Pflanzung lebendiger Zäune“ angeschlossen.

8. Allgemeine Schlussbemerkungen zu den Hecken

Als den Neusiedlern in der Periode der Allmendeteilung, Landverprivatisierung und Servitutsablösungen begrenztes Land zugesprochen wurde, benötigten sie zur Führung der Bauernwirtschaft u. a. Holz und Futterlaub. Damit die Bauern als Arbeitskräfte im Bergwerk oder als Holzfäller, Fuhrwerker usw. zur Verfügung standen, beließ man ihnen aber lediglich kleine landwirtschaftliche Flächen. Mit diesen waren sie als Bauern nicht lebensfähig. Sie lebten je nach wirtschaftlicher Situation an der Grenze der Existenz. Dies kann für Gebiete des Salzabbaus und der Salzverarbeitung z. B. in Ebensee, Raum Isarwinkel/Bad Tölz und um Hallein oder für den Goldbergbau in Rauris belegt werden. Für Ebensee kann die planmäßige Anlage lebender Gehage u. a. auch parallel zu den herrschaftlichen neuzeitlichen Waldver-

wüstungen und dem daraus resultierenden Holzmangel erklärt werden (s. Koller, 1975). Unter diesen Verhältnissen waren die Bauern und Kleinkeuschler auf jegliche Formen von Hecken angewiesen. Die Nutzung stellt einen sinnvollen Umgang als Anpassung an die vorgegebene restriktive Lebenssituation dar.

Literaturhinweise

- Burr Richter, E. – 1986: Baumformen als Relikte ehemaliger Extensivwirtschaft in Norddeutschland. Westfälische Geogr. Studien 42: 157-171. Festschrift 50 Jahre Geographische Kommission für Westfalen.
- Busch, D. – 1989: Der Wall mit Strauch und Baum – noch lange kein Zaun. In: Notizbuch 38 der Kasseler Schule. Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel 1996.
- Danninger, W. – 1994: Zäune und andere Einfriedungen. Hg.: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Landesbaudirektion. Schriftenreihe. Linz.
- Heringer, J. K. – 2000: Mündl. über die Verwendung bewehrten Strauchwerks für Hecken, beim ÖÖ Obstbautag in St. Florian.
- Hirner, F. (Binderbauer) – 1999: Mündl. über die Ästahåge im Raum Großraming.
- Jungmair, O., u. Etz, A. – 1994: Wörterbuch zur oberösterreichischen Volksmundart. 33. Band des Sammelwerks „Aus da Hoamat“. Hg.: Stelzhamerbund. Linz.
- Koller, E. – 1975: Die Forstgeschichte Oberösterreichs. Linz.
- Kurz, P., u. Machatschek, M. – 1999 u. 2000: Die Bedeutung der Hecke in der Landschaft u. a. für die Bienen. In: Bienenwelt. Jg. 41. Folge 11. u. 12 u. Jg. 42. Folge 1. Graz.
- Kurz, P., u. Machatschek, M. – 2000: Vom Nutzen der Gratisreproduktionskräfte – am Beispiel der Hain-Buchenhecke. In: Der Österreichischer Kleingärtner. Nr.: 3/2000: 18-21. Wien.
- Kurz, P., Machatschek, M., u. Iglhauser, B. – 2001: Hecken – Geschichte und Ökologie, Anlage, Erhaltung und Nutzung. Graz, Stuttgart.
- Lieblich, Ch. – 1854: Compendium der Forstwissenschaft. Wien.
- Machatschek, M. – 2001: Laubgeschichten – Gebrauchsgeschichten einer alten Baumwirtschaft, Speise- und Futterlaubkultur. Wien, Weimar, Köln.
- Mair (Blindhofer-Bauer) – 1998: Mündl. zu den Ästahåg-Formen in Großraming und umzu.
- Pott, R. – 1989: Historische und aktuelle Formen der Bewirtschaftung von Hecken in Nordwestdeutschland. Forstw. Cbl. 108 (1989) 111-121. Hamburg, Berlin.
- Schenk, G. Edlen v. – 1833: Der lebende Weißdorn-Spalier-Zaun oder gründliche Belehrung wie man bei ... Lemberg.
- Zeitlinger, J. – 1944: Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik. In: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau. 91. Band. Linz a. d. Donau.

In diesem Zusammenhang sei für Interessierte auf zwei weitere, jüngst erschienene Bücher hingewiesen: Das Buch über „Hecken“ (Autoren: Kurz/Machatschek/Iglhauser), welches im Leopold-Stocker-Verlag (Graz, Stuttgart) erschienen ist, und auf das Buch „Laubgeschichten“ über die Verwendung der Gehölze u. a. für die „Futterlaubnutzung“ (Autor: Machatschek), welches im Böhlau-Verlag (Wien) erschienen ist.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Oberösterreichische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 2001

Band/Volume: [2001_1_2](#)

Autor(en)/Author(s): Kurz Peter, Machatschek Michael, Wilhelm Josef

Artikel/Article: [Drei Formen des"Ästa- oder Schopfhags" aus Hasel und Buchen im oberösterreichischen Alpenvor- und Hügelland Ein Beitrag zum Verständnis künstlich angelegter Heckenanlagen der Neuzeit 91-104](#)